



In diesem Endspiel spielt Eros mit

Wiener Neustadt. Die Generationen verschmelzen, nur der Hauptmann bleibt allein: Das Festival Wortwiege zeigt eine ebenso originelle wie packende „Totentanz“-Inszenierung.

VON THOMAS KRAMAR

Theater soll aktuell relevant sein: Nein, diesen heute omnipräsenten Anspruch erfüllt August Strindbergs „Totentanz“ (geschrieben 1900) nicht wirklich. Diese Ekehölle lässt sich kaum oberflächlich in heutige gesellschaftliche Bedingungen übersiedeln, jedes Scheidungsgericht würde sie rasch beenden. Man muss dieses Stück tiefenpsychologisch deuten, vielleicht gar metaphysisch. Und sich damit abfinden, dass die geschilderten Seelendramen zweier Generationen auf keine schlichte Formel zu bringen sind. Man muss die offenen Rätsel stehenlassen in diesem erotisierten Endspiel.

Uwe Reichwaldt, Absolvent des Reinhardt-Seminars, tut das in seiner auch handwerklich hervorragenden, die Akustik in den Wiener Neustädter Kasematten effektiv einbeziehenden Inszenierung. Er schafft sogar etwas, was selten gut geht: Er lässt jeweils eine Schauspielerin und einen Schauspieler zwei tragende Rollen verkörpern – Mutter und Tochter, Vater und Sohn. In zwei Szenen sogar abwechselnd, im Dialog mit sich selbst: Nils Hausotte ist der abgeklärte Kurt und dessen frisch aufgewühlter Sohn Allan, Annina Hunziker ist die in ihrer sinstren Verführungskraft schwelgende Alice und ihre noch unsichere Tochter Judith. Wie sie, die sich so bereitwillig die Füße küssen lässt, ihrem anderen, jüngeren Ich beibringt, mit Stöckelschuhen zu gehen: bravourös.

Epilepsie oder Hypochondrie?

Die zentrale Person, um deren Abgründe die anderen Mitspieler gravitieren, ist freilich der Hauptmann Edgar. Der bereits am Burgtheater fixe Lukas Haas, ein Meister der Mimik, spielt ihn zuerst als psychophysisch Kranken, der offenbar an Ausfällen des Bewusstseins, an Dämmerattacken leidet. Seine un-



Jähe Augenblicke, arge Blicke: Annina Hunziker neben Lukas Haas, vor Nils Hausotte.

[Wortwiege/Julia Kampichler]

heimliche Aura gründet auch in Auren, wie sie epileptische Anfälle begleiten. Oder ist all das Hypochondrie? Selbstmitleid? Gar nur Show, makabres Mittel der Machtsicherung?

Nach der Pause, als Edgars Ränke mit Kurt als Opfer aufzugehen scheinen, ist dieses Leiden verschwunden – wie der Gazevorhang, durch den man im ersten Teil die Szenen der Alten wie verfremdete Videos gesehen hat. Dafür kommt der Tod immer näher – in Reichwaldts Inszenierung in Gestalt einer düsteren Frau. Diese Personifizierung scheint zunächst ein bisschen plump, doch schon beim titelgebenden Tanz funktioniert sie. Er bündelt, was das ganze Stück durch-

zieht: Musik ist Teil seines Wesens. Teils drängend, etwa wenn Hunziker/Alice selbst Klavier spielt, teils atmosphärisch, wenn Bernhard Eder am Rand der Bühne die Klänge seiner E-Gitarre durch trübe Landschaften wandern lässt.

Das Ende läuft rasch ab, der Spuk zerfällt schnell, aber freilich nicht nachhaltig. „Hat er nicht bis in den Tod hinein mit uns gespielt?“, fragt Kurt. „Ich weiß es nicht“, antwortet Alice – und man spürt, dass es auch ihr Spiel war und ist. Den letzten Satz, „Friede sei mit ihm“, hat Reichwaldt gestrichen. Konsequenz. Das Böse ist mit diesem Bösen nicht aus der Welt. Packende Aufführung.